

waren wir geborgen und brauchten nicht mehr zu eilen. Wir genossen mit aller Muße das wundervolle Schauspiel, das uns jetzt zu Theil wurde und zum Schlusse wohl den erhabensten Genuß des an Genüssen so reichen Tages bot. Die Sonne überfluthete mit ihren letzten Gluthen die stolzen Häupter und eisigen Gehänge des Breithorns, der Zwillinge und des Lyskammes. Den Monte Rosa, der vermöge seiner Stellung der untergehenden Sonne ein viel weiteres und fast schattenloses Schneegewand weist, muß man bei dieser Beleuchtung gesehen haben, wo er an Glorie seine bescheideneren Nachbarn weit überstrahlt. Ein erhabnerer Anblick als diese Reihenfolge tiefgerötheter Schneemassen läßt sich kaum denken, und dazu die feierliche Ruhe, die lautlose, geheimnißvolle Stille, die ringsum herrschte! Ich vermochte kaum, mich von dem herrlichen Bilde loszumachen, und mußte mich immer und immer wieder danach umwenden; ich suchte mir es tief einzuprägen und werde es wohl nimmer vergessen.

Den Weg, welchen wir an den Abhängen des Monte Rosa gemacht, konnten wir mit bloßem Auge selbst in dieser Entfernung noch bis weit hinauf, wo die gefrorenen Schneehänge begannen, verfolgen. Als wir von der rothen Kuppe einen letzten Blick zurückwarfen, hatte sich das Bild, wenige Augenblicke zuvor noch von Leben und Wärme erglühend, in dasjenige des Todes und der Erstarrung umgewandelt. Die riesigen Formen schimmerten nur noch wie verklärte Geistergestalten in bleichem Lichte uns entgegen.

Miscellen.

Ueber die geographische Verbreitung des Tigers (*Felis tigris*).

Nach J. F. Brandt, Akademiker in St. Petersburg: Untersuchungen über die Verbreitung des Tigers und seine Beziehungen zur Menschheit. Sendschreiben an Herrn Baron A. v. Humboldt. St. Petersburg 1856. 4. Eine Mittheilung in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin am 5. Juli von C. Ritter.

Zu den früheren Versuchen ¹⁾ von Nachweisen über das Löwen- und Tigerland auf der Erde giebt der Verfasser eine vollständig ausgearbeitete Monographie, aus der wir hier nur Einiges von allgemeinstem Interesse hervorzuheben versuchen.

¹⁾ A. v. Humboldt, über den Löwenjäger J. Gérard: Allgemeine Erdkunde Th. VI. 1836. Bd. IV. 2. Abth. S. 688 — 723: über das Löwen- und Tigerland.

Nach einer historischen Angabe über Verbreitung S. 1—9, über specielle geographische Ausbreitung S. 9—31, geht der Verfasser im dritten Abschnitt zu allgemeinen Folgerungen in Beziehung auf Vergangenheit und Gegenwart über.

Wie dem Löwen in Afrika und in einem namhaften Theile von West-Asien die Obergewalt über alle wilde Thiere seines Bezirks nicht abzustreiten, sagt er, so ist auch der Tiger der ausschließliche Beherrscher der Thiere des größten Theiles von Ost- und Südost-Asien. Beide Thierkönige begegnen sich wohl einmal auf ihren Grenzgebieten Beludschistan, Iran, Kurdistan und den Indus-Landschaften, bleiben sonst aber in gegenseitiger respectvoller Entfernung. Das nördlichste gegen die polare Seite hin vorkommende Gebiet des Tigers ist die Süd- und Südwestküste des kaspischen Meeres, Ghilan und Mazenderan, nordwärts bis zum Ili und dem Balchaseh-See, am Tarym, auch östlich vom Saisan-See am Irtysh und im Süden des Altai. Ostwärts in der Mandchurei ist er noch häufig bis Korea und in den einsamen Thälern an der chinesischen Grenzmauer. Von da an erstreckt sich sein Gebiet südwärts durch Vorder- und Hinter-Indien, über Sumatra und Java, wo er seine eigentliche Aequatorialgrenze erreicht. Von seinen Westgrenzen, vom Indus und Oxus, macht er Streifzüge gegen Westen bis zum Aralsee und nach Baku am Ostfusse des Kaukasus, in die Kirgisensteppe und zum mittleren Irtysh. In Hinterindien so gut wie in Vorderindien ist seine Heimath. Aber im mittleren und östlichen cultivirten China, auf Ceylon und in einem Theile Vorderindiens ist er ausgerottet.

In den Gebirgen von Tibet und Nepal steigt er auch hoch hinauf bis zur Schneegrenze und begegnet dort den Polarthieren noch eher, als an den Nordgrenzen der Mandchurei und Mongolei, wo er selbst öfter Rennthiere, Luchse und andere Thiere überfallen kann, die man Halb-Polarthiere nennen darf, im Gegensatz zu Eisfüchsen, Eisbären etc. als Ganz-Polarthieren, denen er niemals begegnet. Im Himalaya-Gebirge steigt der Tiger bis zu 9000 Fuß auf.

Da dieses große Raubthier in Central-Asien so weit gegen den Norden bis in die nördlichen hohen Heimatgebiete, welche früher wilde Pferde und wilde Kameele herbergten, sich verbreitet, so vermuthet der Verfasser, daß der Tiger mit eine Hauptursache des Verschwindens dieser Thiere aus dem asiatischen Steppenlande und der Verkümmern der dortigen nördlichen Fauna gewesen sein möge. Große Naturereignisse haben auf Veränderung der Verbreitung der Pflanzensphäre, wie der Verbreitung der Thierwelt, mächtig eingewirkt, und sie öfter aus allgemeiner Verbreitung auf bloß insulares Vorkommen eingeschränkt, wie dies bei dem Luchs, der wilden Katze, dem Biber, dem Wolf und dem Bären der Fall ist. Aber auch der Culturfortschritt der Menschen trat zur Sicherung ihrer Hausthiere im Kriege gegen die Raubthiere hervor. Dadurch ist auch der Tiger zwar schon auf eine beschränktere, aber noch keineswegs kleine Tigerinsel concentrirt. Aus dem Kaukasus, Mingrelien und Georgien war er nach Chardin und Gildenstedt schon seit dem vorigen Jahrhundert verdrängt; aus Armenien, das die Römer noch vorzugsweise das Tigerland nannten, hat er sich gänzlich zurückgezogen; in Babylonien, wo er zu Diodors Zeiten am Euphrat noch heimisch war, wird er nicht mehr gesehen; aus Ceylon ist er ganz verschwunden, wie auch aus Kaschmir nach v. Hügel's Berichten.

Den dicht behaarten, im gefrorenen Boden Sibiriens gefundenen colossalen

Mammuththieren und Nashörnern, denen nach Brandt's anatomischen Untersuchungen selbst Tannennadeln als Nahrung genügten (die also für nördliche Klimate geschaffen waren), ebenso mehreren Ur-Rinderarten, Riesenhirschen, wilden Pferden und Kameelen der mittelasiatischen antiken Fauna, konnten ihre einstigen Beherrscher nicht fehlen, um ihrer zu großen Vermehrung Schranken zu setzen. Dazu war der Tiger in jenen hohen nördlichen Breiten als biegsamster, schlauester und kräftigster Wächter der nordischen Fauna eingesetzt, der den dortigen vernichtenden Einflüssen auf andere Thierarten durch seine Zähigkeit und Energie leichten Widerstand leisten und sich auch, wenn es Noth that, aus den südlichen Verbreitungszonen rekrutiren konnte, was jenen mehr polaren Colossen, die in höherem Grade durch Nahrung und Lebensweise an den Norden Asiens gefesselt blieben, versagt war. Viele der untergegangenen nördlichen Thiercolosse, massiger und weniger schnellfüßig als die Thiere des südlicheren Asiens, vielleicht auch stupider, konnten bei ihrem schmackhaften Nahrungsstoffe dem Tigerkönige wenig Widerstand leisten. Ein Theil der Mammuthe und der büschelhaarigen Nashörner des nördlichen Sibiriens scheint dort im Herbstschlamme versunken, dann durch plötzlich eingetretene Kälte eingefroren und mit wiederholten Schlammlagen bedeckt worden zu sein, ohne wieder aufthauen zu können. Solche Individuen sind es, welche die Lena, Wilui und andere Flüsse durch Fortspülung des darüber gelagerten Erdreichs dem Forscherblicke der Neuzeit zugänglich machen.

Sehr wahrscheinlich hat auch die große Zahl der den asiatischen Norden durchziehenden wilden Völkerschaften, wovon eine die andere aus ihren Heimatsitzen verdrängte, während ihres vorherrschenden Jägerlebens nicht wenig Antheil an jener Verkümmern der nord- und mittelasiatischen Fauna gehabt.

Die geographische Verbreitung des Tigers war bedingt durch die Verbreitung der colossalen Thiere der Pflanzenfresser; mit deren Aussterben oder Verkümmern mußte auch die Sphäre der Tigerverbreitung sich verändern und verrücken. Der Tiger an der Spitze des Katzengeschlechts war wie dieses durch seine Fähigkeit, in allen Temperaturen zu existiren, auch am wenigsten auf eine bestimmte engere physikalische Sphäre eingeschränkt, wie manche andere Thierarten. Er kann Nässe und Trockenheit, eisige Kälte auf den Himalayagipfeln und tropische Hitze unter dem Aequator vertragen. Die Tigerzone läßt sich daher in keine isotherme Zone vegetabilischer Verhältnisse einschließen. Er gehört deshalb zu den Geschlechtern der Fauna, welche Brandt polyklinische (vielbeugige) nennt, die sich verschiedenen Temperaturen anbequemen. Zu seinen Gefährten unter den Thieren, die ihn in die verschiedenen Zonen begleiten können, also mit ihm nur eine polyklinische Gruppe ausmachen, welche den extremen Gruppen der tropischen Zone eben so wenig ausschließlicly angehört, als einer Gruppe der Fauna der temperirten Zone, — zu diesen Begleitern des Tigers zählt der Verfasser vorzüglich den Fuchs, den Wolf, den braunen Bär, die Fischotter, den Luchs, den Hermelin, den Dachs, die Eichhornarten und kleine Nagethiere, wie auch gewisse Classen von Vögeln, Amphibien und Fischen.

Hierauf geht Dr. Brandt auf das Verhältniß der Thiere, zumal des Tigers und anderer großen Raubthiere, zum Menschen und zu den Völkern über. Hier zeigt sich, daß die Völker Europa's, Asiens und Afrika's zur Abwehr und Vertilgung der stärksten Raubthiere von jeher einen namhafteren Aufwand von Kraft

und Intelligenz brauchten, als die nur von kleineren und schwächeren Raubthieren bedrohten Urbewohner des amerikanischen Continents; deshalb waren jene auch früher als diese genöthigt, zum eigenen Schutze wie zum Schutze ihrer Hausthiere in einen siegreichen Kampf gegen die Raubthiere zu treten und auf Mittel zur Vertilgung ihrer gefräßigen Gegner zu sinnen. Thaten sie dies nicht oder hielt sie ein Aberglaube, wie bei einzelnen Völkern Inner-Dekans, Hinter-Indiens und Sumatra's, davon zurück, so hatten sie keinen Antheil am Herrscherreiche der freien Menschen über die Thierwelt. Wo die Raubbestien, wie bei den Aegyptern, Kleinasiaten und Griechen die Löwen, schon in sehr frühen Zeiten vertilgt wurden, hatten die Völker auch schon sehr früh ihre geistigen Kräfte geübt und sich zu höherer Intelligenz erhoben. Der Kampf mit der rohen thierischen Kraft war eins der ersten beachtungswerthen Bildungsmittel in den Urzeiten der Menschheit, die großen Raubbestien waren eine Wohlthat für das Menschengeschlecht. Wo dieser Kampf gänzlich fehlte, wie auf den australischen Inselgruppen oder dem australischen Continente, wo kein größeres Raubthier existirt, oder im afrikanischen Negerlande, wo der Mensch ihnen unterlegen blieb, oder in den amerikanischen Wildnissen, wo nur schwächere Raubthiere leichter zu besiegen waren, da fehlte auch dieses Bildungsmittel der Urzeit. Die Intelligenz jener Völker blieb längere Zeit in ihrer Erniedrigung zurück.

Die Centralsitze der Stammeltern der Kelten, Griechen, Germanen, Slaven, Iranier und des Sanskritvolks waren Baktrien und das hohe westliche Iran, wo auch bei den nördlichen Semitenstämmen der Araber Heerdenwirthschaft zum Kampfe gegen die Raubthiere und zum Schutz der Heerden aufforderte. Mit diesen Ursitzen des arischen Stammes fällt die natürliche Verbreitungssphäre des Tigers zusammen. Aber die nach Westen wandernden Völker kamen bald aus derselben heraus, wie z. B. die germanischen, nach Europa fortschreitenden, und die Erinnerung an den grausamsten Erbfeind der Urzeit verschwand daher gänzlich aus ihrer Sage und behielt kein Denkmal in ihrer Sprache.

Tiger ist ein medisch-iranischer Name, den erst die Griechen von den Ostvölkern angenommen haben und der sich von ihnen weiter zu den Westvölkern verbreitete.

In Iran war er einheimisch, er hieß „der Pfeilschnelle“. Bei den Iranern blieb das Tigerbild im Wappen ein Emblem der Macht. Da bei diesem Volke noch ein zweiter Kämpfer, der Löwe, zu dem Kampfe gegen den Tiger hinzukam, so wurden Beide zu Bezeichnungen der höchsten Macht und Königswürde des im Kampfe mit ihnen so ritterlich und frühzeitig entwickelten Volks der Iranier und Perser erhoben, wie alle Königsbilder zu Persepolis und Ninive beweisen.

Das Sanskritvolk trennte sich, wie die Sprachforscher gezeigt haben, viel später von der gemeinsamen baktrischen und hoch-arischen Heimat, als die Kelten und Griechen und selbst als die Germanen und Slaven von den Iranern aus Kabul und dem Pendschab, und wanderte erst später in das heilige Brahmanenland, Nordindien, ein. Daher trat bei ihm, wo sich am Indus Tiger und Löwe begegneten, auch der Kampf gegen Beide auf. Beide Thiergestalten spielten in der indischen älteren Literatur, wie in der reich ausgebildeten Fabelwelt und Heroenzeit eine bedeutende Rolle, der Tiger auch in den ältesten sanskritischen Vedagedichten, wie der Löwe, die also beide in den Ursitzen des Sanskritvolkes ein-

heimisch gewesen sein müssen, ehe das letztere in das heisse südlichere Indien einzog, wo der Schrecken des Donnergebrülles des Löwen der alten Poesie in der modern-indischen Poesie erstirbt, weil dort der Löwe vertilgt ist, während der Schrecken des Tigers in der modern-indischen Literatur bleibt, wo er dann nicht, wie der Löwe, als edler Herr der Thierwelt hervortritt, sondern im Gegensatz zu ihm als grimmiger, grausamer Rathgeber und Menschenwürger, den sich daher auch Tippto Saib und mancher andere indische Sultan oder Nabob zu seinem Thronwappen erkor.

Bei den schwächsten und feigsten der südlich-indischen Hindustämme, wie bei den äthiopischen Schwarzen, dem tamulischen Stamme und verwandten, die sich niemals der Uebermacht der grimmigen Tigerwelt ganz erwehren konnten, schlug der Schrecken vor dem grausamen Raubthiere durch den Aberglauben in den scheinbar beruhigenden Volkswahn um, der Tiger sei die Metempsychose von Ur- und Großvater, oder ein Vetter (Mann ist die gewöhnliche Anrede an denselben in der Noth), ein verwandelter Bruder des von ihm Verfolgten, was als leidiger Trost in der Todesgefahr der Seele des Geängstigten noch Halt einflößen konnte gegen das unvermeidliche Uebel, zerfleischt zu werden. Ebenso besteht der abergläubische Volkswahn in Rajastan, der Tiger sei die Incarnation eines mächtigen Raja. Dieser nachtheilige Wahn ist ein großes Hinderniß des Kampfes gegen den Tiger bei diesen Völkern gewesen und bis heute geblieben, indem sich dieselben noch immer unter dessen Oberherrschaft beugen, ohne auf seine Vertilgung auszugehen. Die Hindumütter bringen daher auch zuweilen ihre eigenen Kinder dem Tiger zum Opfer dar, wie ehemals in Vorderasien dem Moloch.

In dem Osten Asiens hat der Tiger den entschiedensten Eindruck auf die chinesischen Völker gemacht, die durch ihr ganzes Ländergebiet mit ihm eine ursprüngliche Heimat theilen mußten, aber den ehrenhaftesten Sieg über dieses wildeste Raubthier davon trugen. Die Erinnerung an diesen furchtbaren Erbfeind hat sich in vielen ihrer Einrichtungen aus der Urzeit erhalten. In ihrer Schriftsprache hat der Tiger ein eigenes Zeichen, das als Schlüssel zu vielen anderen Sprachzeichen dient, also in die früheste Culturperiode zurückreicht. In ihrer Zeitrechnung ist das Tigerjahr eins der zwölf Jahre des chronologisch sich wiederholenden Cycles. Der Tigerkopf bildet den Kopf ihres großen Drachen, der alle Sonnen- und Mondfinsternisse in Bewegung und das ganze Reich noch in Trauer und Angst versetzt. Die Physiognomie des Tigers wiederholt sich oft auf das Gräßlichste in den Gesichtsbildungen mehrerer ihrer Götzen und Heroen. Der Prototyp ihrer Wappen und ganzen Heraldik ist das Tigerbild. Die Stickerie mit den Tiger- und Drachengestalten ist den kaiserlichen Gewändern vorbehalten, aber die Phantasie der Chinesen gebraucht diese Bilder zu jeder Art von Kunstzeugnissen. Sie sind die Triumphzeichen ihrer errungenen Civilisation über die Thierwelt, ihre allgemeinen Trophäen, denn aus ihren Culturprovinzen ist der große Würger vertilgt. Bei allen verwandten Völkern der Nachbarschaft, den Mongolen, Mandschuren, Koreanern, Siamesen, Cambodschen, Birmanen spielt der Tiger eine ähnliche Rolle, wie bei den Chinesen, aber diese Völker sind ihm zum Theil noch unterthan geblieben. Griechen und Römern wurde der Tiger erst seit Alexanders des Macedoniens Eroberungen in Indien bekannt.

Schweizer-Colonien im Thale von Setif.

Seit einigen Jahren besteht ein auf Actien gegründeter Colonisations-Verein, welcher unter dem Schutze des französischen Gouvernements eine Anzahl Schweizer-Colonien in der fruchtbaren Umgebung von Setif in der Provinz Constantine angelegt hat, über deren erfreuliches Gedeihen Herr Blaser im April-Heft der *Revue de l'Orient* vom Jahre 1856 einen detaillirten Bericht abgestattet hat. Bis jetzt sind 5 Colonien in der Nähe von Setif begründet worden: nämlich Arnat, seit dem Jahre 1853 von Familien aus den Cantonen Wallis, Genf, Aargau und Bern bewohnt, und gegenwärtig die bevölkertste der Niederlassungen, mit einer Kirche, einem Pfarr- und Schulhause; sodann Bouhira, schon großen Theils von Colonisten besetzt, Mahouar und Messaoud, bis jetzt noch mit wenigen Ansiedlern, endlich Ouricia, kaum vollendet und erst wenig bebaut. Für den Preis von 2500 Fr. erwirbt der Ansiedler ein Haus mit 55 Posen Acker, Berner Mafs. Der Boden ist fruchtbar und besteht aus Ackerland und Wiesen, welche durch zahlreiche Quellen bewässert werden. Freilich ist die ganze Medjana holzarm, doch liefern die die Ebene umgebenden Gebirge einen Ueberfluß an Cedern- und Eichenholz, welches den Colonisten unentgeltlich von den kaiserlichen Forstbeamten überlassen wird, so daß dieselben nur die Transportkosten zu tragen haben. Die Aussichten für den Landmann sind durchaus günstig, und die in Angriff genommenen Verbindungsstraßen von Setif mit den übrigen Hauptpunkten Algeriens dürften von nicht geringem Nutzen für den Absatz der in den Colonien gewonnenen Cerealien sein.

—r.

Schul-Statistik von Algerien.

Die Provinz Algerien zählte im Jahre 1848 115 europäische Volksschulen (*Enseignement primaire*), nämlich 71 Knaben- und 44 Mädchenschulen, nebst 10 *Salles d'asile* mit 3,858 Knaben und 4,250 Mädchen. Im Jahre 1855 hatte sich die Zahl der Volksschulen bis auf 178 Knaben- und 119 Mädchenschulen, nebst 67 *Salles d'asile* vermehrt, welche von 10,672 Knaben und 8,986 Mädchen besucht wurden. Von höheren Schulen (*Enseignement secondaire*) existirte im Jahre 1848 nur das Collège zu Algier mit 167 Schülern. Im Jahre 1855 gab es außerdem noch in Algier ein Lyceum mit 333 Schülern, sowie ähnliche Institute zu Bona, Mostaganem, Oran und Philippeville errichtet waren. Auch waren zwei Privatinststitute von 120 Schülern besucht. Arabisch-französische Volksschulen sind zu Algier, Mostaganem, Bona und Constantine, mit 400 Schülern. Israelitisch-französische Communalschulen sind in Algier, Mostaganem, Bona, Constantine und Oran mit 474 Schülern und Schülerinnen. (*Revue de l'Orient* 1856. *Avril*.)

—r.

Geschichte des Caplandes.

Von D. Moodie, einem einheimischen Bewohner der Colonie Natal, wurden seit dem Jahre 1840 die Archive der Cap-Colonie und der Natal-Colonie

bis zum Jahre 1795 durchgearbeitet, um Annalen einer Cap-Historie zu schreiben, die bis dahin noch nicht existirte. Er setzte diese Arbeit bis in die neueste Zeit fort, ohne die Unterstützung der Regierung zur Herausgabe zu erlangen, die aber gegenwärtig auf Subscription in der Capstadt unter dem Titel: „*Cape Records from 1652 — 1795 by D. Moodie*“, 2000 Seiten in Octavformat, Subscript. bei A. S. Robertson, Cape Town, angekündigt ist. Diese Ankündigung ist begleitet von einem Briefe des Dr. J. Bleek an D. Moodie, d. d. Pieter-Maritzburg, 3. Nov. 1855, worin er einige Bemerkungen über die Wichtigkeit dieser Arbeit aus Original-Urkunden der *Cape Records* macht und D. Moodie insonderheit hinsichtlich seiner Ansicht über die Buschmänner beipflichtet. „Ihre Nachrichten“, heisst es in dem Schreiben, „sind für die Charakteristik der Hottentotten und ihre Geschichte viel wichtiger, als Alles, was wir bis jetzt durch vorübergehende Reisende über sie erhalten haben. Sie enthalten höchst wichtige Materialien für die Geschichte aller südafrikanischen Völker; kein anderes Werk kommt dem Reichthum der darin aufbewahrten Thatsachen gleich.“ Schon in der Schrift „*Voice from the Kahlamba*“ hat D. Moodie die falsche Hypothese vom Ursprunge der Buschmänner als einer durch das Vordringen der Europäer erst verkümmerten und degradirten Menschenrace vollkommen widerlegt. Sie befanden sich in demselben Zustande schon längst vor der Ansiedlung der Europäer am Cap; dies geht aus Bleek's Sprachforschungen hervor und den Vocabularien, die er schon früher durch Lichtenstein's Sammlungen mitgetheilt erhielt. Alle anderen Hottentott-Dialekte, wie die der Namaquas, Koranas u. a., gehören einer Sprachfamilie an, aber die Bushmansprache ist so verschieden davon, dafs sich nicht einmal mit Sicherheit herausstellt, ob sie überhaupt zu dem ganzen Kreise dieser Sprachfamilie zu zählen ist. Dafs die Buschmänner längst vor der Cap-Colonie schon als solche existirten, geht schon aus der weiten Verbreitung ihrer Sprache hervor, nicht allein an der inhospitablen Westküste bis zum 19. Grad südl. Br., sondern auch durch ganz Kaligari und über den See Ngami hinaus. Livingston fand sie überall zerstreut auf seinen Wanderungen bis zum 10. Grade südl. Breite. Wichtige Nachrichten über diese Buschmänner, die mehrere Stämme bilden, gab Robert Moffat in seinen *Missionary Labours and Scenes in South Africa*. Die Hypothese, sie seien entartete Hottentotten, ist ganz grundlos; denn von Anfang an, wo man Nachrichten von ihnen aufweisen kann, verstanden beide Völkerstämme sich wegen ihrer verschiedenen Sprache nicht ohne Dolmetscher. Van der Walt, einer der ältesten Berichterstatter, bezeugte, dafs die Buschmänner keine Viehheerden hatten, wie die Hottentotten, sondern nur zwei Hausthiere, „den Hund und die Laus (*Pediculus*)“. Sie selbst verwahrten sich gegen den Vorschlag, den der gute Missionar ihnen machte, zur Ernährung ihrer neugeborenen Kinder Ziegen zu halten und deren Milch geniefsen zu lassen. Sie lachten ihn aus und sagten, sie und ihre Vorväter hätten nie Vieh gehalten, und dabei würden sie auch bleiben. Europäische Geographen haben, so unwissend sie auch in der afrikanischen Ethnographie sind, doch niemals behauptet, was ihnen Schuld gegeben wird, dafs durch den Druck der Cap-Colonisten die Buschmänner aus dem Hirtenstande in das Jagdleben zurückgedrängt seien. Allerdings verglich Linné den Bushman noch mit dem Orang Utang! Ihre Sprache ist entschieden keine corrupte Hottentotten- oder Kaffersprache, und die Hottentottensprache

auch kein verderbter Dialect der schönen Setschuanen- oder Kaffernsprache, wie Bunsen irgendwo angab. Dies beweist nur, wie irrthümlich auch bei den einschichtigsten Sprachforschern die Vorstellung von den südafrikanischen Sprachen und wie nothwendig ihr fortgesetztes gründliches Studium ist, zu welchem die von Moodie herauszugebenden *Records* die wichtigsten Beiträge liefern werden.

C. R.

Die Schiffbarmachung des Godawery

besonders zum Behufe der Baumwollen-Ausfuhr aus Indien nach England, wurde besonders durch einen Brief des Obersten Cotton, Ober-Ingenieurs von Madras, angeregt, der eine Verhandlung der Handelskammer und der Commercial-Association von Manchester zur Folge hatte. Oberst Cotton beginnt mit der Bemerkung, daß Berar nächst den Vereinigten Staaten der englischen Manufactur die beste Baumwolle zum geringsten Preise ($1\frac{1}{4}$ Doll. pro Pfd.) liefert. Die Beschaffung dieser Baumwolle ist aber eine der wichtigsten commerciellen Fragen für Englands Industrie. Jetzt muß die indische Baumwolle 3 — 400 engl. Meilen zu Lande nach Bombay mittelst Ochsentransports oder eben so weit zu Lande zum Ganges und dann noch 600 engl. Meilen auf diesem zu Wasser nach Calcutta mit 6 L. Sterl. Kosten pro Tonne (ohne Interessen, Risiko u. s. w., in Allem vielleicht mit etwas unter 1 Den. Kosten pro Pfund) hingeschafft werden. Wäre der Godawery schiffbar, so könnte, wenn man die Kosten des Gütertransports auf dem Ganges zu Grunde legt, bei 400 engl. Meilen Wassertransport die Tonne zu 10 Shill.; oder, wenn man nach den Kosten des Transports auf dem Indus rechnet, sogar zu 9 Sh. bis zum Hafen von Coringa an der Mündung des Flusses befördert werden. Die Quantität Baumwolle, die jetzt aus Berar ausgeführt wird (nach Cotton 30,000 Tonnen jährlich), verursacht 180,000 L. Transportkosten, während der Transport auf dem Godawery, die Tonne zu 10 Sh. gerechnet, nur 15,000 L. kosten würde.

Bei mäßiger Preiserhöhung als Anreiz zum Baumwollenbau könnte nach Capt. Fenwick, der 40 Jahre im Dienste des Nizam stand und 3 — 4 Jahre für das Haus Palmer u. Comp. zu Hyderabad Baumwolle ankauft, der Baumwollenbau dort so ausgedehnt werden, daß alle Fabriken Englands mit dem Product versorgt werden könnten. Bei billigem Transit würden auch andere Artikel, wie Weizen, ausgeführt, andererseits an 60,000 Tonnen Salz für die 10 Millionen Einwohner des Godawery-Bassins auf dem Flusse von der Küste aus eingeführt werden können, und ebenso eine Menge Reis den Fluß hinaufgehen, da er unfern der Küste, zu Radjamundry, nur $\frac{1}{4}$ so viel kostet, als in Berar.

Der Godawery entspringt nicht fern von Bombay in den West-Ghats bei Nassuck, in einer Höhe von etwa 3000 Fufs, 50 engl. Meilen von der Küste des arabischen Meeres entfernt; aber der Hauptstrom scheint nach Cotton nur bis zum Zusammenflusse mit der Wurdah, 300 engl. Meilen vom Meere, schiffbar gemacht werden zu können, da sich zwischen diesem Punkte und einem 150 engl. Meilen höher hinauf gelegenen ein großer Wasserfall befindet. Der Fall der Wurdah dagegen ist nur mäßig; sie ist von Capt. Fenwick bis Wuny, 150 engl. Meilen oberhalb ihrer Mündung in den Godawery, mit einem Flachboote von

48 Fufs Länge und 18 Fufs Breite beschifft worden. Wie viel höher aufwärts die Wurdah noch einen mäfsigen Fall hat, ist nicht ausgemacht. Die Wyne Gunga, wenigstens eben so grofs wie die Wurdah, in die sie sich ergiefst, hat auch einen mäfsigen Fall und ist nach Fenwick eine bedeutende Strecke, wohl 100 engl. Meilen, schiffbar. Da die Wurdah mitten durch das Baumwollenland fliefst, ist sie für den Verkehr weit wichtiger, als der Godawery oberhalb seiner Vereinigung mit ihr. Aber während der Godawery einen sehr geraden Lauf hat, der die directe Entfernung von der Mündung der Wurdah bis zum Einflufs in das Meer kaum um ein Viertel übersteigt, ist der Lauf der Wurdah gewundener, da die directe Entfernung von Wuny bis zu ihrer Mündung in den Godawery nur 100 engl. Meilen, der Stromweg aber 150 beträgt. Im vorigen Jahre untersuchte ein Offizier während der Regenzeit in einem kleinen Dampfer den Fluß bis zum Indrawatti und meinte, die Hauptfelsen, die die Schifffahrt hemmten, könnten mit einem Aufwande von nur 60,000 L. entfernt werden. Es seien zwischen Wuny und dem Meere nur sechs felsige Stellen, jede von 1 — 3 engl. Meilen Länge. Da der Felsen ein weicher Schiefer, sei es leicht, einen breiten Canal durch denselben anzulegen. Ein Boot von 60 Tonnen, mit Eisen beladen, und mit 12 Eingeborenen bemannt, fuhr bis zur Wurdah hinauf und zurück. Die Tiefe des Flusses ist nach Cotton äufserst veränderlich; in der trocknen Jahreszeit beträgt sie nur $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fufs über den Furthen, während das Wasser bei der Anschwellung des Stromes zuweilen bis auf 60—90 Fufs ansteigt; der Fluß ist dann 600 Yards bis 1 engl. Meile breit, und da alle Felsen bedeckt sind, hindert Nichts die Schifffahrt. Seiner Ansicht nach kann der Fluß durch Wegräumung weniger Felsen während des Monsun auf 4 — 6 und für flache Boote auf 8 Monate leicht schiffbar gemacht werden. Um ihn für das ganze Jahr und auf eine Strecke von 600 engl. Meilen der Schifffahrt zugänglich zu machen, müßten Canäle durch die Felsen-Barrièren angelegt, und zur Speisung derselben während des Monsun Wasser in Behältern angesammelt werden. Die Anlagen, um dieser Wasserstrafse während 100 Tagen stündlich 100,000 Cubik-Yards Wasser zu liefern, würden angeblich einen Kostenaufwand von nur 24,000 L. verursachen. Wenn dadurch die Schifffahrt von 600 engl. Meilen verbessert würde, kämen auf die englische Meile nur 40 L. Kosten. Selbst wenn man die Kosten auf das zwanzig- und dreifsigfache veranschlagen würde, ständen sie noch immer in keinem Verhältnifs zu den Kosten der Eisenbahn von Bengalen.

Die Beseitigung der Schwierigkeiten scheint in der That nicht ganz so einfach zu sein. Nach einem Briefe des Lieut. Haig, des Civilgouverneurs der Godawery-Abtheilung, vom März 1855 im Athenaeum, waren die Arbeiten zur Verbesserung der Schifffahrt des oberen Godawery schon begonnen. Er verschaffte sich zunächst 450 Arbeiter, Geräthschaften und Transportmittel, an 15,000 Pfd. Sprengpulver, 2 Dampfer u. s. w., unterrichtete die Arbeiter, und fuhr den 14. Februar ab, fand aber mehr Hindernisse in der starken Strömung und der Unwissenheit der Kulis, als er erwartet hatte. Die Sandbänke verändern selten ihre Stelle, obwohl der Sand immer in Bewegung ist. Die erste ist 5 engl. Meilen oberhalb Radjamndry, die nächste 4 engl. Meilen höher hinauf, die Strömung an diesen nirgends über $2\frac{1}{2}$ engl. M. die Stunde, überall eine Tiefe von wenigstens $3\frac{1}{2}$ Fufs; nur die Durchfahrt ist verwickelt. Von Polaweram, $17^{\circ} 16'$ Br.

und 81° 41' L., durch die Hügel bis Ippur, 35 engl. Meilen, ist überall tiefes Wasser mit träger Strömung. Hier beginnen die Sandbänke wieder und sind häufig bis Budrachellum. Der Fall ist hier im Mittel $1\frac{3}{4}$ Fufs pro engl. Meile, an mehreren Stellen $2\frac{1}{2}$ Fufs, an zwei Stellen 3 Fufs; an den letztern betrug die Strömung an der Oberfläche $2\frac{3}{4}$ engl. Meilen die Stunde, weil sich im Strome eine Reihe Sandflächen mit einer Neigung von 10 — 25 Fufs pro engl. Meile in entgegengesetzter Richtung, d. h. der Quelle zu, befinden. Auf den letzten 30 engl. Meilen unterhalb Budrachellum sind an einigen Stellen nicht gerade grofse, aber zahlreiche abgerissene Felsen im Flußbette. Bei Budrachellum aber ist dieses auf eine Strecke von 6 engl. M. ganz mit Felsen von verschiedener Gröfse angefüllt. Eine Felsmasse in der Mitte beträgt wohl 50,000 Tonnen. Doch soll es möglich sein, eine gute Passage abwärts für Boote bis Ende Januar und wohl auch für die Fahrt stromauf herzustellen. Sicher ist es, dafs der Godawery bis Budrachellum, 40 engl. Meilen vom Meere, für die Zeit vom 15. Juni bis 28. Februar für Boote, die $2\frac{1}{2}$ Fufs tief gehen, schiffbar ist. Der Bau eines Canals, der 8 Monate im Jahre schiffbar sein sollte, wurde bei diesen Felsen von Budrachellum angefangen. Die Central-Barrière besteht aus hartem Gneifs und wird nach Wegräumung einiger Felsen und Bäume 200 Tage über eine gute Durchfahrt gestatten. — th.

Tong-King.

Die Nachrichten, welche wir bis jetzt über Tong-King besitzen, sind so spärlicher Art, dafs es schwer sein dürfte, ein richtiges Bild dieses Reiches zu entwerfen. Schon in den Jahren 1834 und 1835 brachten die *Nouvelles Annales des Voyages* (3^{me} Sér. I, p. 158 und VII, p. 42) zwei Berichte der französischen Missionare Marette und Charrier über dieses Land, welchen sich gegenwärtig eine um Vieles besser geschriebene und ausführlichere Mittheilung des apostolischen Vicars, Herrn Retord, anschliesst (*Nouv. Annal. des Voyages* 1856. II, p. 361). Diesen neueren Angaben zufolge zerfällt Tong-King, das gegenwärtig mit Cambodscha und Cochinchina das Reich Anam bildet, in vier grofse Theile: das südliche, östliche, centrale und westliche Tong-King. Der Bericht verbreitet sich namentlich über das letztere, ein etwa 88 Lieues langes und 20 — 30 Lieues breites Gebiet, welches nördlich an China, westlich an Laos, südlich an das Meer und an das südliche Tong-King, und östlich theils an das Meer, theils an die beiden Vicariate von Central- und Ost-Tong-King grenzt, von denen es durch den Hauptfluß des Landes, den Sóng-Cái, getrennt ist. In gerader Richtung von Süden nach Norden bis zur chinesischen Grenze durchzieht eine Gebirgskette das Land, welche in ihren südlichen Theilen aus zu Tage stehenden Massen schwarzen Marmors und Kalksteins mit vielen herrlichen Stalactiten-Grotten besteht und nur hier und da mit Gruppen einer freilich nicht zur Benutzung geeigneten Holzart bedeckt ist. Die nördlicheren Theile des Gebirges hingegen bieten den Anblick einer üppig wuchernden tropischen Natur dar. Sie sind der Aufenthalt der Elephanten, Tiger, Leoparden, Wölfe, Bären, Büffel etc., sowie zahlloser gefährlicher Reptilien. Das Gebirge ist reich an edelen Metallen, sowie

an Kupfer und Zinn, doch werden die Minen nur von Chinesen gegen einen jährlichen Tribut ausgebeutet. In den letzten Jahren hat man auch in den Flüssen Goldsand entdekt, mit dessen Waschung sich etwa 10,000 Chinesen beschäftigen. Viele fischreiche Flüsse eilen von den Gebirgen dem Meere zu und befördern durch den Schlamm, den sie in ihren periodisch wiederkehrenden Ueberschwemmungen auf den Niederungen zurücklassen, die Ueppigkeit der Vegetation. Die Ueberschwemmung, welche vom 5. bis 9. Monat dauert, führt eine solche Masse Schlamm den Flufsmündungen zu, dafs beispielsweise das Gebiet von Kim-sôn, welches gegenwärtig eine christliche Bevölkerung von 20,000 Seelen zählt, sich erst in den letzten 15 Jahren aus diesen Alluvialmassen gebildet hat. Freilich ist, bei dem gänzlichen Mangel an gebahnten Wegen, die Communication zur Zeit der Ueberschwemmung nur durch Schiffe möglich, ja dieselbe wird sogar bei dem Zurücktreten des Wassers in die Flufsbetten zeitweilig fast gänzlich gehemmt, da die vielen Wasserlachen, welche in dem unebenen Terrain zurückbleiben, die ohnehin schlechten Wege noch ungangbarer machen. Das Klima in den Bergen sowohl wie in den Niederungen ist namentlich für den Fremden höchst ungesund. Der Witterungswechsel tritt meistens plötzlich ein; auf grofse Hitze folgen heftige Stürme, auf anhaltende, Alles ausdörrende Trockenheit verheerende Wolkenbrüche. Monate lang entbehrt man mitunter des klaren Sonnenlichts, während eben so lange wiederum der Himmel wolkenfrei erscheint. Während seines langjährigen Aufenthalts in Tong-King hat Herr Retord nur ein Mal Hagel erlebt, der in Stücken von der Gröfse eines Eies bis zu der einer Billardkugel herabfiel. Natürlich ist bei solchen Witterungsverhältnissen das Land der Heerd für Typhus und Cholera, welche letztere nach dem Berichte des Missionars Charrier zum ersten Male im Jahre 1820 dort auftrat und seitdem die gewaltigsten Verheerungen unter der dichten Bevölkerung jährlich anrichtet.

Die 6 Provinzen, über welche sich die Mission ausdehnt, umfassen 21 Kreise, 94 Bezirke, 462 Cantone und 4,455 Communen. Diese letzteren bilden unter sich Gruppen von etwa je 3 Ortschaften, so dafs das ganze Gebiet circa 13,365 Ortschaften enthalten würde. Rechnet man die Commune zu 1500 — 2000 Einwohnern, so würde sich mithin die Mission über 6,682,000 — 8,910,000 Seelen ausdehnen, was eine Bevölkerung von 3,900 Seelen auf die Quadratliece ergäbe (in Frankreich rechnet man auf die Quadratliece 1,285 Seelen). Ganz Tong-King hat eine überaus dichte Bevölkerung, jedoch kann man, da keine amtlichen Tabellen über den Ab- und Zugang derselben geführt werden, die Gesamtsumme nur annäherungsweise bestimmen. Nach einer unter dem Könige Minh-Menh erschienenen Geographie besafs Tong-King 10,261 Communen, was auf eine Bevölkerung von circa 18 Millionen Seelen schliessen lassen würde.

Die Bewohner der Niederungen sind durchweg Anamiten und sprechen eine und dieselbe Sprache, während die Bergbevölkerung aus einem Gemisch verschiedener Nationalitäten besteht und einen selbst für die Bewohner der Ebenen schwer verständlichen anamitischen Dialect spricht. Den Hauptstamm dieser Bergbewohner bilden die Muong's, von denen bereits 5 — 6000 zum Christenthume übergetreten sind. Neben diesen wohnen in sieben grofsen Familien die Xa's, ferner die Thi's, welche als die Urbewohner des Landes angesehen werden, und endlich die chinesischen Gebirgsbewohner, Nong's genannt. Diese Bergvölker, welche

sich durch weißere Hautfarbe und größeren Körperwuchs von den Anamiten der Ebene unterscheiden, führen ein Nomadenleben, namentlich die Xa's. Nur die Muong's scheinen davon eine Ausnahme zu machen, da sie ihre Wohnplätze zur Zeit der Hungersnoth, welche freilich bei der Uebervölkerung und der aus den schlechten Communicationsmitteln entspringenden Unmöglichkeit, eine nothleidende Provinz zu unterstützen, öfter eintritt, oder zur Zeit eines Krieges wechseln. Diesem Umstande mag es auch wohl zuzuschreiben sein, daß das Christenthum unter allen Bergvölkern allein bei den Muong's Eingang gefunden hat. Bei weitem civilisirter ist die Bevölkerung der Ebene, und wenn auch mit der Civilisation eine gewisse Sittenverderbnis unter ihr eingerissen ist, so zeichnet sich doch die große Masse durch einen sanften und der Belehrung zugänglichen Charakter aus. Eine bevorzugte Kaste giebt es nicht und nur unter den Muong's existirt eine Art erblicher Adel (Lang), welcher an der Spitze des Stammes steht. Selbst die Frauen nehmen in Tong-King eine durchaus freie und würdige Stellung ein. Eigenthümlich ist es, daß die in einer Ortschaft zusammenwohnende Bevölkerung fast ausschließlich dasselbe Gewerbe treibt; so giebt es Orte, welche nur von Ackerbauern, andere, welche nur von Handwerkern oder Kaufleuten bewohnt werden.

Was die Handels- und Verkehrsverhältnisse betrifft, so könnten dieselben bei den ergiebigen Hilfsquellen, welche das Land bietet, bei weitem bedeutender sein; da jedoch der Export alleiniges Monopol des Königs ist, und kein Anamite außerhalb der Grenzen des Reiches Handel treiben darf, so beschränkt sich der Handelsverkehr fast ausschließlich auf Tong-King. Von fremden Nationen haben nur die Chinesen ein Handelsprivilegium für Tong-King sich zu erwerben gewußt.

Die höchste und alleinige Gewalt vereinigt sich in der Person des Königs, doch muß auch er sich dem Landesgesetze beugen. Ein Staatsrath und Minister stehen ihm unmittelbar zur Seite, während in der Hauptstadt jeder Provinz noch ein Collegium von fünf Grofs-Mandarinern gebildet ist, nämlich dem Gouverneur der Provinz, den Chefs der Criminalpolizei und der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, dem Commandanten über eine Abtheilung von 5000 Soldaten, und einem in der chinesischen Schrift bewanderten Mandarinern. Außer diesen verwalten in jedem Kreise drei, in jedem Bezirke zwei Mandarinern tieferen Grades die Geschäfte. Wie in den Nachbarstaaten steht aber auch hier dieser Beamtenstand der Mandarinern sehr in Mißcredit. Betrug an Fürst und Volk, Spiel und Unzucht jeglicher Art charakterisiren die Mandarinern.

Confucius ist der eigentliche Schutzheilige des Landes und jeder Ort hat deshalb auch einen ihm geheiligten Tempel oder Altar. Daneben besteht die Buddhacultur, jedoch in einer von der chinesischen und indischen Buddhalehre wesentlich abweichenden Form. Fast überall trifft man dem Buddha geweihte Pagoden, in welchen der Dienst von einigen Bonzen versehen wird, doch verachtet die größere Masse der Bevölkerung die anamitisch-buddhistische Lehre und ihre Priester. Am meisten verbreitet ist der Cult der Local-Schutzheiligen. Jeder Ort hat seinen besonderen Schutzgeist, jeder Schutzgeist seinen besonderen Tempel. Gleichen diese Tempel auch äußerlich den buddhistischen Pagoden, so unterscheiden sie sich wesentlich im Inneren dadurch von einander, daß in den

Buddha-Tempeln neben dem Bilde des Buddha noch die vielen anderen Gottheiten aufgestellt sind, während in den Tempeln der Schutzgeister nur ein Thron sich befindet, auf welchem der Geist der Gottheit unsichtbar ruht. Der König hat seine besonderen Schutzgeister. Zeigen sie sich seinen Wünschen nicht willfährig, so wird der Thron öffentlich ausgepeitscht und dem halsstarrigen Heiligen sein Diplom entzogen. Im entgegengesetzten Falle aber avancirt der nachgiebige Geist durch ein königliches Decret zu einem höheren Grade. Außerdem wird noch die Verehrung guter und böser Schutzgeister vom Staate tolerirt; zu ihnen gehören die Geister verstorbener Könige und Königinnen, großer Feldherren und anderer berühmter und berüchtigter Personen, sowie die Seelen von Hunden, Büffeln, Schlangen, Drachen, Fischen etc. Prostrationen, Processionen, Gesänge, Spiele und Feste bilden die Hauptmomente der Anbetung. Endlich vereinigen sich noch zu Anfang jedes Jahres die Mitglieder jeder einzelnen Familie zu einem gemeinsamen Gedächtnisseult für die Geister der Vorfahren. Ihnen ist in jedem Hause ein besonderer Raum oder ein Ruhebett geweiht.

Die Gesamtzahl der zum Christenthum übergegangenen Bevölkerung beträgt gegenwärtig schon 420,000 Seelen, nämlich 73,000 in Süd-, 60,000 in Ost-, 150,000 in Central- und 139,000 in West-Tong-King. Das Heer besteht aus 200,000 Soldaten, von denen 40,000 in der Hauptstadt stehen. Da Pferde sich im Lande fast gar nicht vorfinden, so beschränkt sich die Cavallerie nur auf Elephanten-Reiter.

—r.

Die Inseln der Treue.

Das südöstlichste Ende des Binnengürtels des insularen Australiens bilden Neu-Caledonien und die Inseln der Treue (*Loyalty group*). Die letztgenannte Gruppe besteht aus den drei größeren Eilanden Una, Lifu und Mari. Hier hat, wie in Polynesien überhaupt, seit den letzten zwei Jahrzehnten die evangelische Mission ein sehr geeignetes Arbeitsfeld gefunden, und zu gleicher Zeit ist durch die dort stationirten Boten des Evangeliums die Kunde dieser Korallen-Eilande bereichert worden. Den zu London 1855 erschienenen und von Rev. Williams Hill verfassten „*Gems from the Coral Islands*“ entlehnen wir nachfolgende Notizen. Lifu, etwa 60 engl. Meilen von Mari, hat circa 80 Meilen Umfang und ist dicht bevölkert. „Nahe der genannten Insel zwischen Mari und Lifu liegt das Eiland Toka. Es ist ein Korallenfelsen und zwar eine jener winzigen und isolirten menschlichen Wohnungen, welche in so großer Anzahl den stillen Ocean erfüllen und welche ihre freien, immergrünen, lieblichen, einer Kokosnufs an Gestalt ähnlichen Gipfel weit über die darunter liegende Korallenbank erheben, gleich als wollten sie den Seefahrer beglückwünschen, führen und warnen, wenn er zwischen den größeren Inseln hinsteuert.“ (Auch hier sind die Bewohner seit 1852 zum Theil christianisirt.) — Una, etwa 80 Meilen nordwestlich von Lifu, ist ein Büschel von Korallen-Riffen. Zum ersten Male ward es 1846 von Lifu aus von Missionaren besucht, die ihre Fahrt mit folgenden Worten beschreiben: „Nach einer Seefahrt von 15 Stunden näherten wir uns dem Lande. Indem wir windwärts segelten, entdeckten wir, dafs die bewohnte Seite der Insel von einer fast

ununterbrochenen Kette von Felseninseln umgeben sei, die verschieden, bis zu einer Viertelmeile im Umfang groß waren, sich ungefähr einige 60 Meilen in der Richtung nach Norden von einem Punkte der Inseln bis zum anderen herum erstreckten und eine mehr als 16 Meilen im Durchmesser breite Lagune bildeten. Das Ganze gewährte einen eben so pittoresken als romantischen Anblick, bei dem das Auge mit Wohlgefallen verweilte. Ein starker Gegenwind blies uns entgegen, die See war stürmisch bewegt; über unbekannte, trügerische Klippen fuhren wir hin und obgleich die Lagune innerhalb der Felsen ruhig war und einen sicheren Ankerplatz bot, so zeigte sich doch nirgends eine Einfahrt, welche für unser Fahrzeug breit genug war. Wir wußten nicht, wie weit wir mit Sicherheit weiter segeln durften und gelangten endlich zu zwei Einfahrten, wo die Felsen etwa 30 bis 40 Fufs auseinander zu treten schienen. Hier entschlossen wir uns, den Versuch zu machen, in die Lagune hinein zu segeln; aber wehe! die Gefahr wuchs, die Untiefen dehnten sich von jedem Felsen weiter in den engen Canal hinein, als wir vorher bemerkt hatten; mehrere Minuten lang arbeiteten wir in bangem Zweifel gegen den Wind und die kurz abgebrochenen Wogen und waren froh, als wir alle Segel back legen und wieder in die offene See hinaus-treiben konnten.“

Den südöstlichsten Ausläufer von der Insel Neu-Caledonien — gleichsam von dieser ein durch die Meereswege losgesprengtes äußerstes Stück — bildet die Fichten-Insel. „Es ist ein kleines aber wichtiges Eiland, ungefähr 30 Meilen von Neu-Caledonien entfernt. Es ist niedrig und hat nur einen vulkanisch aussehenden Berg in seiner Mitte, von dem sich das Land nach dem Meere zu abdacht. Ein großer Theil der Insel ist mit schönen Fichten bedeckt, wonach Capitain Cook sie benannte. Bei den Eingeborenen heißt sie „Korie“. Vor einiger Zeit war sie einer der vornehmsten Stapelplätze für Sandelholz und kann als der Sitz der politischen Macht für den Süden von Neu-Caledonien angesehen werden.“

B.

Neuere Literatur.

Illustrazione di una carta del Mar Nero del MCCCLI e Ricordi sul Caucaso, sulla Spagna, sul Marocco etc. del Generale Conte Luigi Serristori. Con tavole. Firenze 1856.

Die hier herausgegebene Karte befindet sich auf der Laurentiana in Florenz, ist im Jahre 1351 gezeichnet, und zwar von einem Genuesen, wie der Verfasser aus einigen Wortformen schließt. Eine genauere Prüfung zeigt in der That, daß sie in der Schreibart der Eigennamen unter den bisher bekannt gewordenen oder beschriebenen Karten die meiste Aehnlichkeit mit der des Genuesen Baptist vom Jahre 1514 auf der Wolfenbütteler Bibliothek besitzt. Geringer ist die Uebereinstimmung mit der etwas älteren Karte Visconti's (vom Jahre 1318) auf der Bibliothek zu Wien. Leider hat der Herausgeber sich bei seinem Commentar

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1856

Band/Volume: [NS_1](#)

Autor(en)/Author(s):

Artikel/Article: [Miscellen. Ueber die geographische verbreitung des Tigers \(Felis tigris\) 96-109](#)